

Frauke Birtsch

SCHNECKENKÖNIG

Erst im letzten Moment dachte ich an die Abstellkammer, nachdem ich die Kartons mit Vaters Büchern und den wenigen anderen Hinterlassenschaften, die Max und ich unter uns aufteilen wollten, im Auto verstaut hatte. Ich stand bereits am Briefkasten, um die Schlüssel hineinzuworfen, und ging in Gedanken noch einmal durch die Wohnung, als es mir einfiel. Nur dort, in der Abstellkammer unter dem Dach, konnte der Nachttisch aus unserem alten Kinderzimmer sein. Sofort war ich die Treppe hinauf, fand die Kammer unverschlossen.

Die Glühbirne flackerte und erlosch, aber das Dachfenster im Flur ließ genug Licht herein. Außer einem Eimer mit Papierrollen, offenbar Tapetenresten, war nur der Nachttisch aus dem Haus meiner Kindheit hier untergebracht, er füllte den winzigen Raum fast ganz. Die Schublade, in der ich meine Haarschleifen und das Poesiealbum aufbewahrt hatte, klemmte, ließ sich nicht öffnen, und gab dann so plötzlich nach, daß ich sie unversehens aus dem Möbel riß. Erschrocken hielt ich sie fest, während ihr Inhalt um mich herum auf die Dielen prasselte. Die Schneckenhäuser rollten überall hin, in die Kammer und in den Flur. Einige kullerten die Treppe hinunter, in das leise, trockene Geräusch ihres Aufschlagens mischte sich mir ein anderes Geräusch, das ich lange nicht mehr gehört hatte, das Geräusch, das entsteht, wenn man Schnecken mit einem Stein erschlägt, ihre Kalkhäuser und ihre weichen Körper zermalmt.

In jenem Sommer hatte fast jeder Morgen damit begonnen; die Frau, die unseren Vater geheiratet hatte, beseitigte die Schnecken auf den Steinplatten des Gartenwegs, unter dem Küchenfenster, während Max und ich frühstückten.

Die Erinnerung an den Sommer der Schnecken hatte mich wieder, unwillkürlich schüttelte ich mich, stellte die fast leere Schublade auf den Nachttisch. Max mußte sie mit den Schneckenhäusern gefüllt haben, noch nie war es meinem Bruder leichtgefallen, sich von etwas zu trennen. Vielleicht hing das mit Mutter zusammen, mit ihrem frühen Tod im Herbst vor dem Schneckensommer, der so viele Jahre zurücklag und doch gerade erst vergangen schien. Ich setzte mich zwischen die Schneckenhäuser auf die Treppe, schloß die Lider, farbige zogen die Bilder vor meinem inneren Auge vorbei.

Überall waren die schillernden Spuren der Schnecken zu sehen, man konnte ihnen leicht folgen, sie führten über ausgefranste Blätter und angefressene Blumen hinweg dorthin, wo es schattig war und feucht. Die Schnecken waren unsere Verbündeten, so kam es Max und mir vor, sie versammelten sich im hohen Gras am Ufer des Bachs und warteten auf die Nacht. Im Schutze der Dunkelheit zogen sie los und kämpften sich durch die Rabatten unserer Stiefmutter, die wir immer nur „Tante Julia“ nannten, nie „Mama“, obwohl Vater es sich wünschte und er selbst sie „Lia“ rief, mit der besonderen Stimme, die vorher Mutter geglolten hatte und die so klang, wie das Moospolster zwischen den Steinplatten sich anfühlte.

Viel mehr als das Moos zwischen den Steinen und der Rosenstock bei der Hütte war von Mutters Garten nicht übriggeblieben. An einem klaren Februumorgen bald nach Tante Julias Einzug tauchten die Männer mit den Sägen und Schaufeln auf, als ich von der Schule zurückkam, lag „Herr Ribbeck“, wie Mutter den alten Birnbaum genannt hatte, in Stücke

zersägt neben dem Tor. Max´ und meine „Laube“, das dichte Gesträuch unseres Sommerverstecks, war verschwunden, Mutters Kräuterbeet untergegraben, der Garten eine einzige schlammverkrustete Wunde.

Der Kindergarten war vor der Schule aus, ich ahnte schon, daß ich Max in der Hütte finden würde und ging gar nicht erst ins Haus. Ich hörte ihn schluchzen, bevor ich ihn sah, er saß nicht wie sonst in seiner Ecke mit der Modelleisenbahn, sondern hatte sich unter die Hollywoodschaukel verkrochen. Es roch modrig unter der Schaukel, ich faßte Max an der Schulter, er wehrte mich ab, es dauerte, bis er mich ansah. Seine Augen waren rotgeweint, die Lider geschwollen, er zog den Rotz hoch und als ich ihm die Nase putzte, versprach ich, etwas gegen Tante Julia zu unternehmen, schließlich hatte ich Mutter versichert, mich um Max zu kümmern, ich war zwar nur ein Mädchen, aber fast vier Jahre älter als er.

Von da an beobachtete ich Tante Julia. Ich verstellte mich, verbarg die Trauer um Mutter und tat so, als faßte ich allmählich Vertrauen zu Tante Julia. Ich trug ihre Einkäufe rein und verließ nicht mehr das Wohnzimmer, wenn sie es betrat. Ich spähte in ihre Einkaufstaschen, in die schönen Tüten mit den neuen Kleidern, die sie vor dem Spiegelschrank im Schlafzimmer anprobierte, sich nach allen Seiten drehend. Ich aß meinen Teller wieder leer, auch wenn ich dabei nicht an die hungernden Kinder in Afrika dachte. Nach dem Abendessen brachte ich Vater seine Feierabendzigarren, die Blechdose mit der rätselhaften Aufschrift „Schwarze Weisheit“. Ich bettelte nicht mehr um die Anschaffung eines Fernsehapparates, begnügte mich mit den paar Märchenschallplatten. Ich lauschte heimlich, wenn Tante Julia telefonierte und ich spitzte die Ohren, wenn Vater und sie sich allein wählten.

Ich schämte mich vor Vater, aber ich schämte mich auch für ihn, weil er so bald nach Mutters Tod wieder geheiratet hatte, ausgerechnet seine Vorzimmersekretärin mit dem Lächeln einer Zauberin, und nun zuließ, daß sie Haus und Garten auf den Kopf stellte.

In den ersten Monaten nach der Zerstörung des Gartens geschah nicht viel; Tante Julia gab die Arbeit im Büro auf, machte Einkäufe in der Stadt, aß mit Max und mir zu Mittag, wobei sie die Zeitung las, und ging abends mit Vater aus oder mit einer Freundin, wenn Vater nicht vom Schreibtisch weg wollte.

„Theo, weißt du was, du bist gar kein richtiger Firmenchef!“, rief Tante Julia, ihre Absätze hämmerten durch den Flur, ihr blonder Haarturm wackelte, sie winkte mit dem Hausschlüssel: „Du bist eine Büroklammer!“

Nachts kroch Max zu mir ins Bett, manchmal weinten wir zusammen, und ich erzählte ihm alle Geschichten, die Mutter erzählt hatte, vom Garten des Riesen, von Alice im Wunderland, von Rapunzel und vom Schneckenkönig.

Als es wärmer wurde, kamen die Männer mit den Schaufeln zurück, legten niedrige Erdwälle an, die an ein Labyrinth erinnerten, und pflanzten Blumenreihen in Märchenfarben von feenrosa bis hexenlila. Max und ich durften fortan nur noch im hinteren Teil des Gartens spielen, auf dem schmalen Rasenstreifen vor der Hütte. „Daß ihr mir von den Blumen wegbleibt!“, rief Tante Julia und nahm Max seinen Ball ab. Sie führte ihre Kaffeefreundinnen ans Fenster; „Wie gefällt euch mein Schlosspark...“

Wenn „die Damen“ da waren, „deine Damen“, sagte Vater zu Tante Julia, es klang wie ein Vorwurf, ließ Vater sich nicht blicken. Max und ich hatten keine andere Wahl, wir mußten an der Kaffeetafel sitzen, in unseren Sonntagskleidern. Kaum sahen sie Max, gaben die Damen spitze Schreie ab, als sei er ein putziges Haustier; „ach wie süß“, „nein wie goldig“, und zupften an ihm herum. Sie türmten Kuchen auf seinen Teller, er stopfte sich die Backen voll und feixte mir zu mit schokoladeverschmiertem Mund. Ich verschluckte das Lachen, machte

ein finsternes Gesicht, so daß man mich in Ruhe ließ, und schlürfte Coca-Cola, die Vater uns sonst nicht erlaubte, „amerikanische Büffelpisse nicht in diesem Hause, Kinder trinkt anständigen Apfelsaft“.

Ich begriff nicht, warum Apfelsaft anständiger sein sollte als Coca-Cola und ich fand auch nicht, daß Tante Julia und ihre Freundinnen sich besonders anständig verhielten. Nach dem Kaffee tranken sie bunte Liköre und steckten kichernd die Köpfe zusammen. Max baute an seiner Legostadt hinter dem Sofa, ich blieb am Tisch hocken, scheinbar vertieft in mein Märchenbuch, bis man mich nicht mehr beachtete. Angestrengt hörte ich zu, in der Hoffnung, etwas aufzuschnappen, was sich gegen Tante Julia verwenden ließe. Kaffeenachmittag um Kaffeenachmittag verstrich, aber ich erfuhr nichts Brauchbares, obwohl ich mir sicher war, daß Tante Julia etwas zu verbergen hatte.

Dieses Etwas lag in der Luft, hatte mit dem Garten zu tun, das fühlte ich, mit dem heiseren Zirpen der Grillen, das die Nächte füllte, ich hörte es, wenn ich aus einem Traum aufgeschreckt war, fiebrig und fremd glich es dem Kichern der Kaffeedamen.

Ich schließ schlecht, sah in der Schule mehr aus dem Fenster als auf die Tafel, zählte die Tage bis zu den großen Ferien.

Der Sommer war verfrüht in diesem Jahr, der Frühling gleich in einen Hochsommer übergegangen. Nachts rollten Gewitter übers Land, der Himmel dröhnte, Ritter mit eisernen Schwertern und Schilden schlugen sich in den Lüften. Wenn das Weckerklingeln in mein Bewußtsein drang, züngelte die Sonne schon in den Vorhängen, draußen dampfte alles, und beim Frühstück hörten wir, wie Tante Julia Schnecken erschlug auf dem Steinweg unter dem Fenster, die, die ich nicht gefunden hatte.

Es war mir zur Gewohnheit geworden, früher aufzustehen, um die Schnecken einzusammeln, unsere Verbündeten, die ich in der Hütte versteckt hielt, in dem alten Terrarium hinter der Hollywoodschaukel bis kurz vor dem Schlafengehen. Dann klebten die meisten schon unterm Deckel, dicke schwarze und orange Nacktschnecken, feuchtglänzende Gummitiere, zierliche Gartenschnecken, deren Häuschen gelbschwarzrot gestreift waren oder zartrosa schimmerten wie Feenschmuck, und auch ein paar große Weinbergschnecken, die bestimmt den größten Anteil von Tante Julias bunten Blumenrabatten vertilgten.

Unter den Weinbergschnecken war eine, die war der Schneckenkönig, eine größere Schnecke ist mir nie unter die Augen gekommen. Der Schneckenkönig trug einen Palast auf dem Rücken, wie von weißem polierten Marmor. Wenn er seine Fühler bewegte, die gleich einer vierzackigen Krone auf seinem Haupt saßen, wußte ich, daß er mich ansah.

Ich pflückte die Schnecken vom Deckel, faßte die Nacktschnecken schnell, fühlte aber doch ihren kalten Schleim zwischen den Fingern, bevor ich sie ins Einmachglas fallen ließ und hinaustrug in die Rabatten. Den Schneckenkönig setzte ich aus, wo die Pflanzen dicht standen, denn sein Palast leuchtete verräterisch hell im Abendlicht.

Tante Julia, meist erst wieder zu Hause, wenn Max und ich schon lange im Bett lagen, ahnte nichts. Morgens kam sie mit angewiderter Miene aus dem Garten zurück an den Frühstückstisch und einmal hörte ich, wie sie sich am Telefon über die Schnecken beschwerte; „Alles zerfressen“, verstand ich; „mein schöner Schloßpark“ und „dagegen müssen Sie was tun, ach bitte bald, Sie sind doch Fachmann“. Als sie sich nach diesem Gespräch an den Tisch setzte, glänzten ihre Augen fiebrig, ich begriff erst später, was sie mit „Fachmann“ meinte.

Wenn wir, von Schule und Kindergarten zurück, unter Tante Julias Aufsicht das Mittagessen eingenommen hatten und sie hinaufgegangen war, ihr „Schönheitsschläfchen“ machen, wie

sie es nannte, verdrückten Max und ich uns aufs Nachbargrundstück.

Frau Dosts Garten ähnelte unserem alten Garten, mit seinem Wildwuchs, den knorrigen Bäumen, den duftenden Kräutern und den Eidechsen, die übers Mäuerchen huschten. Die Pforte war nie verschlossen, wir hatten freien Zugang, oft saß Frau Dost mit einem Heftchenroman oder einem Kreuzworträtsel unter dem Sonnenschirm, in dem von wildem Wein überrankten Winkel. Unserer ansichtig, wischte sich die alte Frau mit der Schürze über die Augen und schüttelte stumm den Kopf. Sie holte uns Limonade aus dem Haus, für jeden eine kleine Flasche, hatte sogar Strohhalme da, wohl extra für uns. Ich liebte es zuzuschauen, wie die Tropfen an der eiskalten Flasche hinunterperlten, ich sog die süße, apfelsiniger als Apfelsinen schmeckende Flüssigkeit in mich hinein, bei Frau Dost drehten sich die Zeiger der Uhr, die ich noch nicht lange beherrschte, ein wenig langsamer. „Grüßt mir schön euren Vater!“, sagte sie, wenn wir gingen, sie tat so, als gäbe es keine Tante Julia.

War Frau Dost nicht zu Hause, legte ich mich ins Gras, guckte in die Wolken, hörte dem Summen der Fliegen zu, bis die Eidechsen sich hervortrauten aus dem besonnten Gestein der Mauer. Manchmal war eine ganz nah, ich sah den Puls in ihrer schuppigen Kehle, die kleinen Augen, den Blick aus Drachenzeiten.

Eines Morgens fehlte der Schneckenkönig. Ich mußte das Weckerklingeln überschlafen haben, war wachgelegen mitten in der Nacht. Aufgeschreckt von Tante Julias schriller Stimme, die anschrie gegen Vaters dunkle, hatte ich vergeblich versucht zu verstehen, worum es ging in dem Streit. Spät erst war ich wieder eingeschlafen, voller Bangen und Triumph zugleich. Eine Viertelstunde hatte ich verdöst, die Zeit reichte nicht mehr, in Ruhe die Schnecken einzusammeln, ausgerechnet den Schneckenkönig konnte ich nicht finden an diesem Morgen, der heißer war als alle zuvor, mit einem Himmel über dem Garten eher weiß als blau.

In der Schule wurden wir nach der zweiten Stunde heimgeschickt, hitzefrei, zum erstenmal in diesem verfrühten Sommer. Zu Hause öffnete niemand auf mein Klingeln; Vater war wie immer in der Firma, Tante Julia vermutete ich in der Stadt. In den traurigen Garten wollte ich ohne Max nicht hinein, ich ging gleich zu Frau Dost.

Sie saß in der Ecke unter dem Sonnenschirm, hielt einen Arztroman dicht vor ihre Augen, auf dem Titelblatt beugte sich ein graumeliertes Doktor über eine rothaarige Krankenschwester, deren Kittel für ihren üppigen Busen zu knapp war, noch heute sehe ich die alberne Illustration vor mir.

Frau Dost schrak zusammen, legte das Heftchen wie ertappt zur Seite, bevor sie lächelnd ihre Arme öffnete: „Na, Prinzesschen, du kommst aber früh...Ist was passiert?“ Aus ihrem Kleid stieg ein Geruch von Gartenerde und Kölnisch Wasser. „Wir haben hitzefrei bekommen“, verkündete ich, „aber es ist niemand zu Hause! Ich hab´ geklingelt und geklingelt!“ Frau Dost runzelte die Stirn: „Das versteh´ ich jetzt nicht. Die Fräulein Becker...äh“, sie unterbrach sich, seufzte, „deine Stiefmutter ist doch da. Und der Gärtner ist auch gekommen, der große Dunkle, der öfters da ist, vor einer halben Stunde...“

Der Schneckenkönig fiel mir ein, ich streifte den Schulranzen von den Schultern, ließ ihn einfach fallen, „Ich muß ganz schnell rüber in unseren Garten, ich hab´ da was vergessen!“, und rannte los.

Hinter dem Haus parkte das grüne Dreiradauto von „Florissima“, unser Gartentor war angelehnt, zum Glück hielten Tante Julia und der Gärtner sich gerade nicht im Garten auf, auch am Wohnzimmerfenster stand keiner der beiden. Geduckt lief ich an den Rabatten entlang, spähte nach dem weißen Gehäuse zwischen den grünen Blättern und den bunten Blumen, aber der Schneckenkönig blieb verschwunden. Dann sah ich ihn doch, im selben

Augenblick, als ich das Geräusch hörte.

Es kam aus der Hütte, und an der Holzwand, neben Mutters Rosenstock, beim Fenster, war der Schneckenkönig. Er leuchtete hell in der Sonne, hinter ihm schillerte regenbogenfarben seine Spur, fast hatte er den Fensterrahmen erreicht. Seine Fühler kreisten, ich streckte die Hand nach ihm aus. Ich sah mein Spiegelbild in der Scheibe, das weiße Kleid, dahinter sah ich Tante Julia und den Gärtner.

Sie lag auf der Hollywoodschaukel, nackt, mit gespreizten Beinen, der Gärtner stand vor ihr, kehrte mir den Rücken, die Hose hing ihm auf den Schuhen, alles war in Bewegung, die Pobacken des Gärtners, die Schaukel und Tante Julia.. Ich wollte weg, blieb doch stehen. Tante Julias Augen waren geschlossen, das hielt ich nicht aus, sie sollte sie aufmachen, ich schlug mit der Faust gegen die Scheibe, bis Tante Julia mich ansah. Wir starrten einander an, ich riß den Schneckenkönig vom Holz, warf ihn in die Rabatten und haute ab.

Weit kam ich nicht, hinter mir stand Frau Dost. Sie sagte nichts, strich mir nur übers Haar und nahm mich mit nach nebenan. Später holten wir Max im Kindergarten ab.

Den Schneckenkönig habe ich nie wieder gesehen, Tante Julia erst nach vielen Jahren in einem Café. Sie saß zwischen anderen Damen ihres Alters, alle trugen Hüte, ich hätte die Frau, die meinen Vater geheiratet hatte, nicht wiedererkannt, wenn sie nicht gerade ihre Bestellung bei der Kellnerin gemacht hätte, ihre Stimme war noch immer so schrill wie damals, sie verlangte eine Zimtschnecke, ausgerechnet. Sie bemerkte mich nicht. Ich glaube, sie hat nur dieses eine Mal wirklich Notiz von mir genommen, als wir uns in die Augen sahen durch das Fenster.

Ich stand auf von der Treppe, streckte mich, sammelte die Schneckenhäuser ein und tat sie zurück in die Schublade, bis auf eines, das ich in die Manteltasche steckte. Für den Nachttisch war kein Platz mehr im Auto, vielleicht würde Max ihn noch holen. Mit einem dumpfen Klang landeten die Schlüssel im Briefkasten.

Draußen dunkelte es bereits. Ich legte das große weiße Schneckenhaus vorsichtig ins Handschuhfach und ließ den Motor an, fuhr in die Nacht hinein, die regennasse Straße spiegelte die Lichter.
